



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Ein Preisausschreiben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Annexion des ganzen Landes, die „die großen Deutschen im Räte Friedrich Wilhelms III.“ für unbedingt notwendig hielten, ist „die stärkste Rechtfertigung der Absichten Friedrichs,“ nur mit dem Unterschiede, „daß den damaligen Patrioten Deutschland über Preußen ging, während Friedrichs Herz nur für Preußen schlug.“

Lehmann schließt sein geistvolles Buch mit persönlichen Angriffen auf Raudé, dessen Wissenschaftlichkeit und bona fides er — ohne stichhaltige Gründe — ansieht, und den er zum Vertreter „einer tendenziös-preußischen Gesichtsfilosofie“ stempelt. Er selbst stellt sich als den tugendhaften, tapfern Rächer der geschmähten, unglücklichen „antipreußischen Kezerei“ hin, deren ewigen Wahrheiten er gegen die „Legendengläubigen“ zum Siege verholfen habe.

(Schluß folgt)



Ein Preisaus schreiben

Von Adolf Bartels



Im allgemeinen bin ich kein Freund von Preisaus schreibungen, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens steht gewöhnlich der Preis in keinem Verhältnis zu der Arbeit, die dafür aufgewendet wird; wenn sich hundert um einen Preis bewerben, den nur einer erhalten kann, so ist das vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus eine ungeheure Arbeitsverschwendung, ganz abgesehen davon, daß die Preise gewöhnlich nicht besonders hoch sind. Zweitens kommt bei den Preisbewerbungen gewöhnlich nicht viel heraus, zumal wenn künstlerische Aufgaben zu lösen sind; auch der Künstler darf ja ein guter Geschäftsmann sein, aber das Schaffen in der ausgesprochenen Absicht, einen Gewinn zu erzielen, ist ohne Zweifel nicht das richtige, und nur in seltenen Fällen wird dabei etwas wertvolles entstehen. Drittens: die litterarischen Preisaus schreibungen sind insofern geradezu verhängnisvoll, als sie die Zahl der schreibenden Menschen, die doch, weiß Gott, groß genug ist, noch bedeutend vergrößern; hat die Schriftstellerei schon im gewöhnlichen Lauf der Dinge eine verhängnisvolle Ähnlichkeit mit einem Glücksspiel, so wird sie durch die Preisaus schreibungen ganz offen zu einem solchen gestempelt, und wer sich einmal an Tintenverschwendung gewöhnt hat, der kann meist nicht mehr davon lassen. Diese Mißstände und Folgen treten selbst bei Preisaus schreibungen hervor, die durchaus ernsthafter Natur sind; meist aber ist ja ein Preisaus schreiben, besonders ein litterarisches, weiter nichts als ein Versuch, billig zu ausgebreiteter Reklame zu kommen.

Dennoch sind Preisausschreibungen unter Umständen nötig. So möchte ich alle, die dem Kunstgewerbe dienen, ohne weiteres für zweckmäßig und nützlich halten, wogegen das eigentliche Kunstwerk, auch wenn es einem bestimmten Zweck dienen soll, wohl im allgemeinen besser bei dem sorgfältig zu wählenden Künstler bestellt wird. Litterarische Preisausschreibungen haben vor allem dann einen Zweck, wenn sich auf irgend einem Gebiet ein Mangel an bessern Erzeugnissen zeigt, oder wenn anzunehmen ist, daß viele gute Arbeiten einer bestimmten Gattung vorhanden, aber von ihren Verfassern nicht anzubringen sind. Die Schaffenslust anzuregen oder auf den Markt zu ziehen ist das Preisausschreiben noch immer eins der besten Mittel, und so wäre z. B. gar nichts dagegen zu sagen, wenn in Deutschland alljährlich ein Lustspielwettbewerb stattfände, oder wenn man, wie in Frankreich, Volks- und Jugendlitteratur durch Preise auszeichnete. Was im Überfluß erzeugt wird, soll man jedoch nicht noch züchten wollen, und so sind die Preisausschreibungen, die die beste Novelle, Erzählung oder Humoreske betreffen, durchaus vom Übel, aber sie überwiegen freilich, weil die Durchschnittszeitungen eben die gewöhnliche Ware wollen.

Eine der bemerkenswertesten Preisausschreibungen der letzten Jahre war die der Buchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden): sie setzte tausend Mark für die beste Volkserzählung aus. Sowohl die im Vergleich zu dem gewünschten Umfang der Erzählung beträchtliche Höhe des Preises wie die Bestimmung des Werkes für den bekannten Kalender des Lahrer hinkenden Boten, der noch immer der verbreitetste deutsche Volkskalender ist und, da er ganz besonders stark von den Deutschen im Auslande, vor allem in Amerika gelesen wird, eine gewisse nationale Bedeutung hat, ließen erkennen, daß es sich hier um nichts weniger als um eine Reklame handelte. Es galt vielmehr, dem Kalender in den besten der eingesandten Erzählungen neuen vortrefflichen Lesestoff zuzuführen und zu erproben, wie es in Deutschland heute mit der volkstümlichen Erzählungskunst stehe. Daß es damit bei uns in den letzten Jahrzehnten bergab gegangen ist, leuchtet jedem, der unsere litterarischen Verhältnisse einigermaßen kennt, ohne weiteres ein. Man braucht nur einen einzigen Blick auf die heute alles beherrschende Tagespresse zu thun, um zu erkennen, daß für echte Volkstümlichkeit in ihr nirgends Platz ist; aber die höhere Litteratur kümmert sich im Grunde ebensowenig um das Volk, ist die höhere Litteratur kümmert sich im Grunde ebensowenig um das Volk, ist entweder, eingeständner- und uneingeständnermaßen, für die gebildete Damenwelt bestimmt oder, wie die naturalistische Litteratur, für engere, dem Volke völlig abgewendete Kreise, ja zum Teil internationalen Charakters. Daß das Volk in der Regel Gegenstand der „natürlichen“ Darstellungen ist, ändert daran ganz und gar nichts. Wer möchte z. B. Hauptmanns „Weber“ als Volkslitteratur bezeichnen, selbst wenn der Standpunkt, daß Volkslitteratur volksbildend sein soll, ein für allemal abzuweisen wäre? Aber vielleicht ist nach

einer besondern Volkslitteratur heute auch gar kein Bedürfnis mehr; wie es in Deutschland kaum eine volkstümlich gehaltene und geschriebne Zeitung giebt und das Bedürfnis nach einer solchen auch nirgends laut wird, so verzichtet das Volk selber vielleicht jetzt auch auf das volkstümlich geschriebne Buch, da es zu der Gesamtlitteratur Zutritt erlangt hat. Ich kann diese äußerst wichtige Frage hier nur flüchtig streifen. Daß die städtische Arbeiterbevölkerung, zum Teil durch die sozialdemokratische Presse und Litteratur erzogen, zum Teil im Banne der der Sensation dienenden Großstadt- und Provinzpresse, wenig Verlangen nach dem hat, was man sonst Volkslitteratur nannte und als solche pflegte, ist wohl klar; aber der kleinstädtische Handwerkerstand und die bäuerlichen Kreise sind jedenfalls noch für volkstümliche Schriften zu haben, und an sie wendet sich denn auch hauptsächlich der Kalender des hinkenden Boten. Da ich den Kalender früher einige Jahre mit redigirt hatte, so wurde ich bei dem Preisausschreiben jetzt mit zum Preisrichter ernannt. Wenn ich im Einverständnis mit der Verlagsbuchhandlung meine Erfahrungen hier zum besten gebe, so geschieht das in der Überzeugung, auf Grund eines verhältnismäßig großen Materials manches, was für die Litteratur der Gegenwart und die ihr dienenden charakteristisch ist, sicherer als es sonst möglich ist, feststellen zu können.

Ernsthaft zu nehmende Bewerbungen um den Tausendmarkpreis gingen nicht weniger als 310 ein, daneben noch eine ganze Anzahl „Kuriosa,“ Stilübungen ungrammatisch und unorthographisch schreibender Deutschen, vielfach auf einem Briefbogen hingeworfen. Da erzählte z. B. ein Bauer eine schöne Geschichte, die er irgendwo gehört oder gelesen hatte, in naivster Weise wieder und bat den Kalendermacher, sie in die richtige Form zu bringen; da berichtete ein Handwerker ein Ereignis seines Lebens und bat, da es ihm schlecht gehe, ihn doch bei dem Preise nicht zu vergessen; ein Krieger von 1870 teilte irgend ein Feldzugserlebnis mit und versicherte, daß es nach der Aussage aller seiner Freunde „äußerst interessant“ sei; ja auch der dem Zeitungsredakteur wohlbekannte harmlose Verrückte fehlte nicht und sandte vollständig blödsinnige Verse. Diese Kuriosa waren bald ausgeschieden. Die Schwierigkeit begann erst, als es unter den übrigbleibenden 310 Manuskripten das Gute und Schlechte zu sondern galt. Fragen wir aber zuerst: Wer waren die Einsender?

Da taucht zunächst die Geschlechterfrage auf. Im allgemeinen nimmt man heute an, daß die schreibende Weiblichkeit in der Durchschnittslitteratur überwiege. Das scheint aber nach unserm Material eine falsche Annahme zu sein. Ganz genau ist das Verhältnis von Mann und Weib in solchen Fällen ja nicht festzustellen, da die Frauen mit Vorliebe männliche Verhüllungen wählen, und wenn sie nur ihren Vornamen nicht ausschreiben, auch die Handschrift sie nicht immer verrät; aber annähernd genau kann ich es doch angeben. Soweit ich es übersehen konnte, rührten unter den 310 Arbeiten 125 bis 140

von Frauen her, also 40 bis 45 Prozent; und das mag für die belletristische Litteratur in der That das richtige Verhältnis sein. Sehr wichtig wäre es ferner, zu wissen, wer von den Einsendern Schriftsteller von Beruf war und wer nicht. Das festzustellen ist noch schwieriger, als die Feststellung des Geschlechts, da natürlich lange nicht alle Bewerber ihren Beruf angegeben hatten, auch nicht in Kürschners Litteraturkalender standen, der übrigens auch die Dilettanten bringt; als „langjähriger“ Redakteur hat man aber eine leidliche Schriftstellerkenntnis, und so fand ich gegen 60 mir bekannte oder durch den Zusatz Schriftsteller oder Redakteur bezeichnete Namen, darunter 10 ziemlich allgemein bekannte, selbst berühmte. Der Rest von 250 stellte also doch wohl die Masse der Dilettanten dar, von denen freilich manche unzweifelhaft talentvoll und solche waren, die nicht Dilettanten bleiben werden, wenn sie Gelegenheit finden, ihr Talent geltend zu machen. Sehr stark waren unter den Bewerbern die Lehrer, akademisch wie seminaristisch gebildete, vertreten, ich zählte 26, es mögen aber noch mehr gewesen sein, da der Doctortitel (fünfzehnmal angegeben) sicher manchen Pädagogen verbarg. Lehrerinnen nannten sich nur 4 Frauen; zweifellos waren viel mehr darunter. Pastoren fand ich 8. Der Adel deutscher und auch polnischer Nation war mit einigen zwanzig Bewerbern und Bewerberinnen vertreten, darunter waren einige gute märkische Namen. Der Merkwürdigkeit halber seien als Bewerber und Bewerberinnen noch aufgezählt: 1 Hoftheaterdirektor und 1 Königliche Hoffchauspielerin, 2 Pensionatsvorsteherinnen, 1 Chanoinesse, 1 Stiftsdame, 1 Frau Geheimrat, 1 Frau Landgerichtsrat, 1 Stadtrat, 1 Königlicher Rechnungsrat, 1 Revisor bei einer Staatsbahngeneraldirektion, 1 stud. phil., 1 cand. med., 1 R. R. Militärbeamter a. D., 1 Feldwebel-leutnant d. L., 1 Buchhändler, 1 Bildhauer, 1 Gastwirt — das ergibt eine recht bunte Musterkarte deutscher Schriftsteller. Der Landesangehörigkeit nach kamen auf Preußen 123 Einsender, Berlin lieferte 18, das übrige Brandenburg 10, Pommern 8, Ostpreußen 3, Westpreußen 6, Posen 1, Schlesien 11, Provinz Sachsen 11, Schleswig-Holstein 5, Hannover 16, Westfalen 3, die Rheinprovinz 15, Hessen-Nassau 14; auf Baiern kamen 31, auf das Königreich Sachsen 33, auf Württemberg 8, auf Baden 31, auf das Großherzogtum Hessen 6, auf Elsaß-Lothringen 13, auf das übrige deutsche Reich 28, auf Oesterreich 19, auf die Schweiz 9, auf das übrige Ausland 1. (Wenn das nicht die Zahl 310 ergibt, so liegt das daran, daß manche Bewerber mehrere Einsendungen gemacht hatten.) Man sieht, es hatte sich ganz Deutschland an dem Wettbewerb beteiligt; die Zahlen für die einzelnen Länder werden im ganzen für deren litterarische Betriebsamkeit bezeichnend sein. So ist es sicher bezeichnend, wenn die alt- und reindutschen Lande Westfalen, Schleswig-Holstein und Württemberg nur schwach, Berlin-Brandenburg, das Königreich Sachsen mit Leipzig und Dresden und Baiern mit München besonders stark vertreten sind, Sachsen am allerstärksten. Daß Baden so viele Bewerbungen

sandte, erklärt sich selbstverständlich daraus, daß in ihm der Kalender zu Hause und am meisten verbreitet ist; die verhältnismäßig große Zahl von Bewerbern aus Elsaß-Lothringen muß man zum Teil auf Rechnung des (auch in französischer Zeit nie ganz erloschenen) freundschaftlichen Verhältnisses des Elsaßes zu Baden setzen, man kann aber auch eine Gewähr des dort erstarkenden Deutschtums darin sehen.

Und nun zu den Erzählungen selbst. Man glaubt mir aufs Wort, wenn ich versichere, daß schreckliches Zeug dabei war. Zumal einige Frauenzimmer hatten schauerhafte Dinge geleistet, aber auch viele der bessern Leistungen stammten von Frauen, ja hier schienen sie die Männer fast zu überwiegen. Zunächst mag eine stoffliche Einteilung der Arbeiten versucht werden. Mindestens ein Viertel sämtlicher Einsendungen waren Dorfgeschichten, und zwar die Mehrzahl nach dem Rezept: Ein armer Bursch liebt ein reiches Mädchen oder ein reicher Bursch ein armes; der hartherzige Vater des wohlhabenden Teils will nicht — da geschieht etwas schreckliches, und nun will er. Das in irgend welchem Lokalkostüm, das aber in der Regel nicht echt ist, dargestellt und mit möglichst viel falscher Sentimentalität vorgetragen, und die Dorfgeschichte ist fertig. Doch fanden sich daneben auch Dorfgeschichten, die ohne Zweifel der Beobachtung der Wirklichkeit entstammten, selbst solche, die schon die Technik der naturalistischen Kunst, die bei der Dorfgeschichte immerhin etwas wert ist, zur Darstellung verwandten. Aus den verschiedensten Gegenden unsers Vaterlandes waren Erzählungen gekommen, die das deutsche Volk wirklich bei der Arbeit zeigten, und die Gesamtheit der Einsendungen, die städtische Stoffe behandelnden eingeschlossen, bot doch ein so umfangreiches und vielseitiges Bild deutschen Lebens, daß ich es nicht bereue, mich durch den ganzen Haufen durchgearbeitet zu haben. Sind auch die Alpenländer mit ihrer großartigen Natur und ihrem romantischer als das der Ebne ausschauenden Volk noch immer der beliebteste „Spielplatz“ der Dorfgeschichte, man wagt sich doch jetzt auch in Gegenden, die früher für „uninteressant“ galten, und ich entsinne mich, von den Bewohnern des mährischen Gebirgsrandes, von den biedern Sachsen des Elbsandsteingebirges, den Bauern der ostdeutschen Ebne, Brandenburgs und Schlesiens, denen der schwäbischen Alp, des pfälzischen Westrichs und der Eifelgegend, um nur einzelnes hervorzuheben, mehr oder minder anschauliche Lebensdarstellungen gelesen zu haben, oft unter trefflicher Behandlung der Mundart. Es ist der im allgemeinen nun doch geschärfte soziale Blick, die Teilnahme an sozialen Fragen, die die Dorfgeschichte auffrischt, und geschieht das nicht in der thörichten Weise, daß man nun ebenso klägliche bäuerlich-sozialistische Armeleutbilder malt, wie man städtische und solche aus den Industriegegenden schon lange gemalt hat, so ist das gewiß nur freudig zu begrüßen. Die deutsche Litteratur sollte zu jeder Zeit auch ein treues Bild des Sonderlebens sämtlicher deutschen Stämme (und Gott sei Dank, die meisten

sind noch Bauernstämme) liefern, und zwar so, daß das Volk selbst seine Freude daran hätte, ohne daß der Gebildete die Kunst vermisse. Bisher hat sie das nur zum Teil gethan, aber in Jeremias Gotthelf, Otto Ludwig, Klaus Groth, Reuter, Anzengruber, Hofegger sind die großen Muster vorhanden.

Ein weiterer Teil der Erzählungen warf sich dann geradeswegs auf die sozialen Fragen, wozu eine Wendung des Preisausschreibens aufgefördert hatte. Ihre Zahl ist nicht genau zu bestimmen, da sehr viele Verfasser ihren Arbeiten, die sich im Kern von der gewöhnlichen belletristischen Dutzendware nicht unterschieden, sozusagen ein soziales Mäntelchen umgehängt oder dem alten Rock irgendwo einen sozialen Flicklappen aufgesetzt hatten. Ich fand Erzählungen gegen den Streik, gegen die Politisirerei und das Wirtshausleben der Arbeiter, gegen das zu frühe Heiraten, gegen die Verführung der Töchter des Volks, gegen die Verdrängung des seßhaften Bauernstandes durch die städtische Kultur, gegen die Elterneitelkeit und das Progentum überhaupt, für die Gewöhnung der Töchter besserer Stände an wirkliche Arbeit und die Herabstimmung der Lebensansprüche im allgemeinen, für eine vernünftigeren Sugend-erziehung, namentlich auch zur Handfertigkeit — die Tendenz trat mehr oder minder deutlich hervor, und die Handlung, auf die es bei einer Volkserzählung zunächst ankommt, war mehr oder minder unbedeutend. Die elendesten Erzählungen waren leider die gegen die Sozialdemokratie gerichteten; da wurde regelmäßig ein braver Arbeiter von den verruchten Agitatoren mit Hilfe des Branntweins verführt, aber dann durch seine wackere Frau mit Hilfe eines edeln Menschenfreundes, der oft der Fabrikherr selber war, gerettet; die sozialdemokratische Gesinnung verendete unter dicht herabsausenden Gemeinplätzen. Manche der Kämpen für Ordnung und Sitte zeigten eine unglaubliche Beschränktheit, auch keine Ahnung, daß die soziale Bewegung unsrer Zeit naturgemäß erwachsen ist und, wie sie trotz aller sozialdemokratischen Mundfertigkeit nicht von Phrasen lebt, auch nicht mit Phrasen totzumachen ist. Glücklicherweise waren aber doch auch einige Einsendungen da, die, ohne darauf auszugehen, etwas tendenziös zu empfehlen oder zu bekämpfen, soziale Verhältnisse anschaulich darstellten und klare Lebensanschauungen der Verfasser vortrugen, also wohl imstande waren, in sozialem Sinne günstig zu wirken. Ich habe etwa ein halbes Duzend gezählt; das ist nicht viel, aber doch etwas. Im Anschluß hieran kann ich gleich ein weiteres halbes Duzend Arbeiten erwähnen, die nicht Erzählungen, sondern offenbar Selbstbiographien oder Stücke von solchen waren und meist schilderten, wie sich jemand aus sehr engen Verhältnissen emporarbeitet. Sie konnten für den Preis nicht in Betracht kommen, da sie schriftstellerisch meist nicht sehr geschickt, auch keine Erzählungen waren, aber an wirklich fesselndem Inhalt übertrafen sie unbedingt die Mehrzahl der Erzählungen, und es wäre eine hübsche Idee, dergleichen Arbeiten aus den verschiedensten Ständen und den verschiedensten Gegenden unsers Vaterlandes

zu sammeln und herauszugeben. Ein wenig nachbessern müßte man, aber es giebt Leute genug, die, was sie erlebt und erfahren haben, einfach und ansprechend niederschreiben können. Wenn nur die Schriftstellereitelkeit nicht überall in der Luft läge!

Das Jahr 1895, das Jubiläumsjahr des großen Krieges, hatte natürlich manche Bewerber auch bewogen, Kriegsepisoden zu behandeln; es mag dies in reichlich einem Duzend Fällen geschehen sein. Zwei oder drei dieser Erzählungen taugten etwas, die richtige Stimmung des Jahres 1870 brachte keine heraus. Von den drei oder vier Erzählungen, die die Zeit Napoleons I. und der Befreiungskriege behandelten, war eine gelungen. Die Bewegung des Jahres 1848 tauchte in einer einzigen Erzählung auf; man scheint sie im deutschen Volke so ziemlich vergessen zu haben. Gegen die Erzählung aus dem modernen Leben spielte die geschichtliche Erzählung überhaupt eine unbedeutende Rolle; es war einiges Mittelgut da.

Das wären so die wichtigsten der vertretenen Gattungen. Vorhanden war natürlich alles, was an beliebten Formen in den Spalten unsrer Unterhaltungsblätter je das Licht der Welt erblickt hat: die Kriminalgeschichte und die Humoreske, die Familiengeschichte und das *Idyll à la Leberecht Hühnchen*, die Abenteuererzählung und die Geschichte der Backfischliebe, das naturalistische Lebensbild und das Märchen. Neben sehr weltlichen Erzeugnissen waren auch solche mit religiöser Stimmung vertreten. Manchmal erwies sich eine Erzählung als die Bearbeitung einer bekannten Anekdote, überhaupt war der Aufwand an neuen Erfindungen nicht sonderlich groß. Und trotz der vielen Humoresken war auch der echte Humor nicht häufig zu finden.

Die Gesichtspunkte, nach denen die Erzählungen zu beurteilen waren, ergaben sich von selbst: aus der großen Masse mußte zunächst das herausgenommen werden, was eine mehr oder minder ausgebildete Erzählungskunst verriet, also druckreif war, und aus diesem wieder, was sich durch Neuheit und Bedeutung des Stoffes, Selbständigkeit in seiner Behandlung und der Lebensauffassung überhaupt auszeichnete. Daneben war auch im Auge zu behalten, daß die zu erwerbenden Arbeiten der volkstümlichen Wirkung nicht entbehren durften, das Volk zu fesseln imstande sein mußten, wodurch manche Gattungen unsrer modernen Belletristik, wie z. B. die Backfischgeschichte, von vornherein ausgeschlossen wurden, und die Erzählung mit starken (nur nicht ungesunden) Wirkungen und einem volkserzieherischen Zug (nur nicht einer Tendenz oder nüchternen Lehrhaftigkeit) einen Vorzug vor den feineren, rein poetischen Arbeiten bekam. Das Ergebnis stellte sich darnach ungefähr so: Von 310 Arbeiten waren etwa 80, also reichlich ein Viertel, druckreif, d. h. für Unterhaltungsblätter, die nicht allzu hohe Ansprüche stellen, verwendbar; von diesen 80 war wieder reichlich ein Viertel, nämlich 21 Stück, gut, d. h. durch besondere Vorzüge ausgezeichnet, sei es durch Vorzüge allgemein-

poetischer Natur oder für die besondern Kalenderzwecke. 10 von diesen 21 Erzählungen waren Männer-, 11 Frauenarbeit — worüber wir Männer uns nicht allzu sehr betrüben wollen, da es sich ja nicht um geniale Erzeugnisse handelt. Ich kann die Erzählungen hier nicht einzeln charakterisiren, will aber bemerken, daß es meist eben die Erzählungen waren, die nichts wollten, die aus reiner Freude am Leben, an dem zu Erzählenden erzählten — ganz genau dem Grundgesetz aller Kunst entsprechend. Natürlich wichen diese Erzählungen sehr bedeutend von einander ab, kaum zwei, die auf demselben Schauplatz spielten; ihrem Grundcharakter nach war eben jede individuell, wenn auch gelegentlich schon früher benutzter Stoff verwendet wurde. Humoristisch waren von diesen 21 Erzählungen nur zwei, beide auf dem Hintergrunde bürgerlichen Lebens gezeichnet, wenn auch in der einen die prächtige Gestalt eines katholischen Geistlichen den Mittelpunkt bildete, und beide merkwürdigerweise aus Oesterreich stammend. Der modernen naturalistischen Kunst konnte man vier oder fünf Erzählungen zuzählen, alle wirkten verhältnismäßig düster und waren nicht ohne häßliche und peinliche Dinge, führten aber doch zu einem erträglichen Ausgang. So ist mir eine Erzählung im Gedächtnis geblieben, die mit psychologischer Kunst darstellt, wie eine Bauernfrau den Bruder ihres Mannes notgedrungen heiratet, und wie dann daraus doch eine sittliche Ehe wird.

Ich will noch den einen oder den andern Vorzug dieser guten Erzählungen hervorheben: hier war es das äußerst anschaulich geschilderte „Milieu,“ die Volksstimmung eingeschlossen, das — bei mäßiger Erfindung — die Erzählung auszeichnete, dort ein großartiger, für die Volksphantasie zweifellos ergreifender „Effekt“; anderswo war die Wahrheit und Schlichtheit, mit der das Leben einer Frau aus dem Volke dargestellt war, zu loben, und wiederum der gesunde soziale Sinn, der für die Schicksale eines Handwerkers, der böse Dinge durchmacht, nicht zunächst die sozialen Verhältnisse, sondern den Zehorn des Mannes verantwortlich macht. Auch wie man im Leben hinauf- und herunterkommt, wurde in mehreren Geschichten recht anschaulich entwickelt und nicht vergessen, zu zeigen, welche Rolle die Frauen dabei im guten und bösen spielen. Fein und natürlich wirkte eine Münchner Geschichte, die drohende Gefahr des Verbummelns in der Großstadt und ihre Abwendung durch ein frommes Gebirgskind darstellend; eigen, fast seltsam erschien die Geschichte eines rheinischen Schmiedsohns, der durch ein Verbrechen seines Vaters aus der studentischen Laufbahn gerissen wird. Mehrere Geschichten zeichneten sich durch prächtige Charakteristik aus, so namentlich eine von der Rauhen Alp, in der das Geschick eines Bauern und seiner Tochter mit einer Quelle verflochten war. Kurz, diese 21 Erzählungen waren immerhin ein erfreuliches Ergebnis des Preisausschreibens; sie wurden, wo nicht äußere Gründe, wie Umfang u. dergl., im Wege standen, von der Verlagsbuchhandlung erworben. Wer den Preis erhalten hat, wird erst der Kalender für 1897 verraten.

Die Verlagsbuchhandlung hat, meine ich, alle Ursache, mit dem Erfolg ihres Preisauschreibens zufrieden zu sein. Auch ist dadurch bewiesen worden, daß es noch Schriftsteller in Deutschland giebt, die für das Volk zu schreiben verstehen, wenn auch schwerlich einer Kalendergeschichten fertig brächte, wie sie Ludwig Anzengruber verfaßt hat, und wie sie außer ihm vielleicht noch Rosegger gelingen. Betrachtet man jedoch das Preisauschreiben vom berufsmäßig-schriftstellerischen, vom sozialen, endlich vom dichterischen Standpunkte, so ergibt sich kein erfreuliches Bild: unter 310 Arbeiten 80, die druckreif sind, 60 leidliche und 20 gute — die Schreibseuche hat einen bedenklichen Umfang angenommen, und man scheint vielfach anzunehmen, daß es leichter sei, eine Erzählung zu schreiben als einen Bericht abzufassen oder gar einen Strumpf zu stricken. Dabei die namentlich in den Motivi der Erzählungen hervortretende Eitelkeit, ja der Größenwahn der Verfasser! Je erbärmlicher die Arbeit, desto mehr Selbstvertrauen trägt in der Regel ihr Verfasser zur Schau, bemerkte sehr richtig einer meiner Mitrichter. Auf einer der schlechtesten Erzählungen stand: „Jeder treibe die Kunst, die ihn der Genius lehrt!“ Wenn man nur den Leuten beibringen könnte, daß zum Verfassen von Romanen und Novellen doch ein bißchen mehr gehört als die Fähigkeit, einen leidlichen Brief zu schreiben und aus zehn gelesenen Werken notdürftig das elfte zusammenzuleimen! Aber das ist eine Aufgabe, die von Tag zu Tag weniger lösbar erscheint. In meinen pessimistischen Stunden fürchte ich bisweilen, daß einmal die ganze wirkliche deutsche Dichtung und Litteratur in einer großen, von männlichen und weiblichen Dilettanten und Handwerkern heraufbeschwornen Tintensündflut ertrinkt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bedeutungsvolle Paarungen. Wenn ein alter Geizhals plötzlich einmal freigebig wird oder ein alter Stammgast die Kneipe wechselt, so sagt man, der Mann wird bald sterben. Jetzt scheinen das Zentrum und die nationalliberale Partei dem Tode nahe zu sein, denn etwas ungewöhnlicheres und — sofern man ihr ursprüngliches Wesen in Betracht zieht — unnatürlicheres konnten beide nicht thun, als sich zur Durchführung des „großen nationalen Werkes“ gegen jedermanniglich mit einander verbünden und hinter den Kulissen Abmachungen treffen, wie sie sonst von den Konservativen abwechselnd mit dem Zentrum und mit den Nationalliberalen getroffen zu werden pflegten. Die Motive des Zentrums liegen auf der Hand; freilich könnte es ihm wohl begegnen, daß es seine glänzende Position mit der Gunst der Mehrzahl seiner Wähler erkauft hätte — Blätter wie der Westfälische Merkur geben ihren Unwillen unverhohlen kund —, und dann wäre in der That der Wechsel in der Liebe für den einen Teil des neuen Liebespaares